

Erst am darauf folgenden Sonntag kroch sie aus ihrer Höhle heraus. Das Wetter war schön und es war ungewöhnlich mild. Sie beschloss, einen Spaziergang auf der Promenade des Anglais zu machen. Viele Menschen waren unterwegs: Familien, Pärchen, Pensionisten, junge Leute. Touristen aus Skandinavien, Russland, Japan, den USA mischten sich auf der Promenade mit den immer etwas hochnäsigen Parisern und der an sich sehr einfachen Nizzaer Stadtbevölkerung. Hier waren sie alle gleich. Liefen die vier, fünf Kilometer lange Promenade ab, setzten sich auf die haufenweise herumstehenden Stühle und Bänke oder gingen hinunter an den Strand, stolperten über die groben Steine, sahen aufs Meer hinaus, warfen Steine ins Wasser. Jeder, der an den Strand ging, bekam weiße Schuhe oder zumindest weiße Sohlen, manche auch weiße Hintern vom Niedersetzen. Das hatte etwas Gleichmacherisches, fast Demokratisches. Die Promenade und zumindest Teile des Strands gehörten allen, während es überall sonst klare Hierarchien gab. Gleich hinter den Luxushotels der Strandpromenade begann ja die Armut. Oft versteckt hinter frisch gestrichenen Fassaden, geschickt übermalt: *trompe-l'œil*-Technik.

Alain hatte ihr einmal erzählt, die so genannten eleganten Frauen in Nizza würden sich gar nicht wirklich waschen, sondern einfach ungewaschen in die frisch gewaschenen Kleider schlüpfen und sich deshalb so stark parfümieren und schminken, damit man den Dreck darunter nicht sehe und nicht rieche. Er habe einmal in einem Dessous-Geschäft gearbeitet, er wisse, wovon er rede. Wahrscheinlich war das übertrieben. Aber im Kern doch irgendwie wahr.

Sophie lief vor sich hin. Nicht sonntäglich unbekümmert wie die meisten hier auf der Promenade, sondern irgendwie gehetzt. Kam dabei manchmal etwas aus dem Tritt, stolperte fast über die eigenen Füße, wurde dann rot und versuchte schnell wieder in ihren Schritt zu finden.

War sie eigentlich die Einzige, die hier allein herum-lief? Es sah fast so aus. Was sich wohl die anderen Spaziergänger dachten, wenn sie sie sahen? Die junge Frau mit dem Kind dort auf der Bank schien ihr einen mitleidigen Blick zuzuwerfen. Schon früher hatte manchmal einer der so genannten *dragueurs* versucht sie anzuquatschen, Aufreißer, die sich völlig schamlos auf einsam wirkende Frauen jeden Alters stürzten und dabei auch um die eigene Würde nicht bedacht waren. Besonders einen hatte sie immer wieder gesehen. Er war nicht sehr groß gewachsen, immer gut rasiert und frisiert, adrett gekleidet: Yachtstil. („Leichtmatrose“, würde ihre Mutter wohl sagen.) Auch heute war er wieder da. Sie erkannte ihn schon von Weitem, wechselte schnell die Seite, versteckte sich hinter ihrer Sonnenbrille und den anderen Spaziergängern. Sie hatte nie gewusst, wie sie auf seine blöde Anmachereaktion reagieren sollte. Und heute wollte sie auf gar keinen Fall von ihm angequatscht werden. In dem ohnehin schon etwas labilen Zustand, in dem sie sich befand, hätte sie das überhaupt nicht ertragen.

Geschafft! Er hatte sie nicht gesehen. Sie war erleichtert. Versuchte zu lächeln. Doch etwas würgte sie von innen, drückte gegen ihren Hals. Ihr Gesicht froh ein. Ihre Lippen verschwanden. Nur noch als schmaler Strich war ihr Mund erkennbar. Sie lief die paar Stufen zum Strand hinunter. Es roch hier wie immer stark nach Hundepisse. Wie imprägniert war der Beton mit dem ätzenden Geruch. Sie stolperte über die groben Steine und

setzte sich irgendwo hin, wo sie einigermaßen ungestört war. Sturzbachartig schossen die Tränen aus ihren Augen. Liefen über ihr Gesicht, wuschen ihr Make-up weg und wurden vom Rollkragen aufgesogen.

Sie sah aufs Meer hinaus. Es war heute extrem ruhig. Zartblau. Nicht aggressiv türkisfarben wie an den windigen Mistraltagen, sondern von einer trüben Weichheit. Wie ein vom Wasserdampf beschlagener Badezimmerspiegel. Sie weinte jetzt hemmungslos vor sich hin, schluchzte und rotzte. Konnte sich selbst und dieses elende und von außen doch so schön aussehende Leben einfach nicht fassen. Himmel und Meer verschwammen in ihrem tränenverhangenen Blick. Alles schien eins. Einerlei. Nicht mehr zu trennen. Alles dieselbe salzig-heiße Soße, von der nicht nur sie selbst, sondern die ganze Welt übergossen schien. Jeder menschliche Kontakt: salzig-heiß, schmierig, klebrig.

Sie griff in ihre Jackentasche, nahm Elias' Brief heraus, las seine morgendlichen Zeilen. Unter Tränen und Rotz formte sich ein Lächeln. Ihre Wangen wurden jetzt rot und heiß. Er schrieb nichts Besonderes, nur das Übliche: Lesefrüchte, Vergesslichkeiten, flüchtige menschliche Kontakte. War er einsam wie sie? Spürte er denselben oder zumindest einen ähnlichen Schmerz? Oder spürte er das alles längst nicht mehr, weil er alle Gefühlsregungen geschickt mit Büchern, Filmen und Musik überdeckte? Oder, wenn er diesen Schmerz doch wahrnahm, war er für ihn noch etwas Neues oder doch nur das Altbekannte? Er hatte offensichtlich keine Illusionen mehr über das Leben, die Liebe. Zumindest behauptete er das immer wieder. Er habe schon sehr früh alles durchschaut, die ganze Jämmerlichkeit der menschlichen Existenz und die Unabänderlichkeit des Lebensunglücks. Und wenn sie ihn fragte, was er eigentlich wolle im Leben, reagierte er nur

verärgert und sagte: „Bitte nicht über die Zukunft sprechen!“ Und damit war das Thema vom Tisch. Und ihre gemeinsame Zukunft wurde erst gar nicht zum Thema.

Und doch schrieb er. Immer wieder. Fast jeden Tag. Schrieb „Liebes Pee“ und zeichnete mit „dein Elias“. Doch irgendetwas stimmte nicht, irgendwo war da ein großer Hund begraben. Und ihr Unglück bestand darin, dass sie diesen Hund nicht ansprechen, geschweige denn benennen konnten. Namenlos lag er zwischen ihnen und machte sich immer breiter. Zerdrückte allmählich alles, was sie an Zartem und Zärtlichem entwickelt und aufgebaut hatten. Wurde immer größer und versperrte ihnen den Blick aufeinander. Sie waren zwar zusammen, immer wieder, aber doch nicht eins. Wenn sie an den Strand gingen, legte sich der Hund zwischen sie. Brauchte einen halben Meter, der immer frei zu bleiben hatte zwischen ihren Liegematten. Wenn sie auf den Markt gingen, riss er sie vollkommen auseinander, trieb den einen hierhin und zog den anderen dorthin. Wenn sie aßen, saß er mit ihnen am Tisch und sorgte dafür, dass sie nie richtig satt wurden, so viel sie auch eingekauft und gekocht hatten. Wenn sie schlafen gingen, löschte er schnell das Licht, sagte: „Guats Nächtle!“ und zeigte ihnen einen großen, dunklen Rücken. Ein Satz hätte genügt, um den Hund, der sich immer stärker zwischen ihnen aufblähte, mit einem Schlag zum Zerplatzen zu bringen. Doch er fiel nicht, der Satz. Stattdessen fielen sie. Tiefer und tiefer. Und der Hund wurde immer größer und der Satz immer unmöglicher. Wie verklebt fühlte sich ihr Mund plötzlich an, wenn das Gespräch in Richtung des Hundes ging. Sie wichen dann aus in irgendeine Nebensächlichkei, in Smalltalk, in ihre intellektuellen Diskussionen.

Mit tränenverschmiertem Gesicht machte Sophie sich auf den Heimweg. Man sollte sie ruhig so sehen.

Sie hatte keine Lust mehr auf die hier übliche Oberflächenkosmetik. Sie wollte sich zeigen. Es allen zeigen. Es ging ihr schlecht. Na und! Das konnte jedem passieren. Und natürlich sah man einem das an. Wie auch nicht!? Sie wusste nicht, wie es weitergehen würde. Mit ihr. Mit ihnen. Aber zumindest wusste sie, dass es immer irgendwie weitergegangen war. Also würde es sicher auch jetzt irgendwie weitergehen. Sie durfte nur nicht aufgeben. Aber sie hatte ja noch nie aufgegeben. Sie hatte immer weitergekämpft. Auch wenn es aussichtslos schien. Und also beschloss sie, auch dieses Mal weiterzukämpfen.

40

Françoise lud sie jetzt öfters zum Abendessen ein. Während sie noch mit dem Kochen beschäftigt war, spielte Sophie mit Fabienne und Sandrine Verstecken oder eines von Fabiennes Geschicklichkeitsspielen. Sie lachten viel und waren sehr ausgelassen. Allerdings gab es meistens auch Tränen, weil sich Sandrine, die Jüngere, ihrer älteren Schwester unterlegen fühlte und traurig war, weil sie fast immer verlor. Nach dem Abendessen brachte Sophie die beiden ins Bett und blieb noch ein, zwei Stunden bei Françoise.

Wenn sie danach in ihre Wohnung zurückkam, hatte sie ein eigenartig ambivalentes Gefühl. Der Abend hatte ihr irgendwie gutgetan. Da war etwas, nach dem sie sich sehnte, befriedigt worden. Und doch war sie froh, jetzt wieder allein zu sein.

Sie war noch keine zwei Wochen in Nizza, als Elias anfragte, für wann sie den nächsten Wienaufenthalt plane. Sie sagte, sie habe darüber noch nicht wirklich nachgedacht, sie wolle jetzt endlich einmal an ihrer Dissertation arbeiten und frühestens in drei Wochen kommen. Er war darüber nicht sehr erfreut und bat sie, sie solle doch spätestens in zwei Wochen kommen, sonst würde die Trennung gar zu lange. Sie zögerte etwas, ließ sich dann aber doch weichschlagen. Obwohl etwas in ihr hart bleiben hatte wollen.

Gleich nach ihrem Gespräch ging Sophie ins Reisebüro und buchte einen Flug. Wieder einmal! Kostete ja eh kaum was! 1.500 Francs! Was war das schon bei ihrem Gehalt!? Wieder Koffer packen. Wieder keine Zeit für die Dissertation. Und in Wien würde sie dazu sowieso nicht kommen. Da war für ihre Arbeit kein Platz. Wie auch!? In einer Wohnung, in der sie kein eigenes Zimmer, keinen eigenen Raum hatte. Naja, machte sie halt wieder ein paar Tage Urlaub. Schadete auch nichts. Aber danach! Danach würde sie sich an ihre Arbeit machen! Ganz sicher!

Als sie am Flughafen Schwechat ankam, war sie wieder in Prosecco-Laune. Mit geröteten Wangen betrat sie die Ankunftshalle, konnte Elias aber nicht sehen. Sie blickte unsicher umher, immer noch lächelnd, aber schon etwas gezwungener. Da entdeckte sie ihn endlich. Er stand ganz hinten, hinter all den anderen Wartenden. Hatte sich hinter einem Buch versteckt und schaute jetzt verlegen

über Buch- und Brillenrand hervor. Er sah wirr aus und hatte abgerissene Sachen an. Sein ehemals schöner schwarzer Wintermantel war zerknautscht und voller Fussel. Seine Haare standen in alle Richtungen. In seinem Gesicht ein schiefes Lächeln. Was war los mit ihm? Er umarmte Sophie steif, wirkte sonderbar verlegen und küsste sie nur auf die Wangen.

In der Schnellbahn begann er dann, ihr eifrig von der linguistischen Studie zu erzählen, die er gerade las, referierte ihr ausführlich alle Ergebnisse, die er im Kopf behalten hatte. Ihr wurde fast übel. Sie hatte keine Lust, sich das alles anzuhören. Warum erzählte er ihr das? Was erwartete er von ihr? Konnte er nicht endlich begreifen, dass sie von der Linguistik nicht mehr verstand, als man halt verstand, wenn man das germanistische Pflichtprogramm absolviert hatte? Seine Arbeit ging sie nichts an und interessierte sie eigentlich nicht besonders. Vor allem jetzt nicht. Sie hatten sich seit vier Wochen nicht gesehen und das Einzige, was er ihr zu sagen hatte, war irgendwelches linguistisches Zeug. Ihre Prosecco-Laune war verschwunden. Sie fror.

43

Sie quälte sich ab mit der Entscheidung, ob sie noch ein drittes Jahr in Nizza bleiben sollte oder nicht. Vieles sprach dagegen. Aber es sprach irgendwie auch nicht genug dafür, nach Wien zurückzukehren. Elias war es ja scheinbar egal geworden, was sie machte. Und auch von Brunngraber hatte sie nichts mehr gehört. Einen ganzen Monat lang hatte sie Bauchweh, Kopfweh und Schwindelgefühle, weil sie sich einfach nicht entscheiden konnte.

Sie telefonierte mit ihrer Mutter. Sie riet ihr, sie solle ihr Herz befragen. Das Herz wisse schon, was sie wirklich wolle. „Nein!“, brach es aus Sophie heraus. „Nein, das ist es ja gerade! Nichts spüre ich mehr! Nichts weiß ich mehr! Ich kann mein Herz nicht mehr fühlen! Es zieht mich in fünf verschiedene Richtungen!“ „Du wirst es schon noch spüren“, sagte ihre Mutter, „du wirst die richtige Entscheidung treffen.“

Ein paar Tage später erkundigte sich Frank danach, ob sie sich schon entschieden habe. Sie sagte Nein. Er meinte, sie hätten sie alle sehr gern hier und schätzten sie als Kollegin. Was denn Elias zu der Sache sage? „Nichts“, antwortete sie, „dem ist das scheinbar egal.“ „Ja dann bleib hier“, sagte Frank. Sophie lächelte. Man wollte sie hier. Wieso sollte sie also weggehen? Alles aufgeben, was doch viel Gutes hatte. Nicht zuletzt hatte sie hier die Sicherheit einer festen Anstellung und ein Gehalt, von dem andere Germanistikabsolventen nur träumen konnten.

Auch Françoise redete ihr zu, noch ein drittes Jahr zu bleiben. Denn wenn sie jetzt zurückginge, würde sie ihre Dissertation wahrscheinlich nie mehr machen. Dann würden Elias und sie heiraten und ein Kind haben und dann sei es nichts mehr mit der Dissertation. Sie spreche da aus Erfahrung. Sophie erwiderte, dass diesbezüglich bei ihr keine Gefahr bestünde, denn Elias wolle nicht heiraten und auch keine Kinder. „Blödsinn“, sagte Françoise, „wenn du zurückkommst, will er das natürlich!“ Sie war sich da nicht so sicher. Aber das Entscheidende war, dass also auch Françoise wollte, dass sie hier blieb. Und mit der Dissertation hatte sie natürlich recht. Das war ja sogar ihr eigenes Argument gewesen.

Elias kam wieder nach Nizza. Sie gingen in die *Combuse*, aßen *Aïoli*, gedämpften Kabeljau mit Wurzelgemüse und Knoblauchmayonnaise. Dazu einen Rosé, nichts Besonderes, nur die Hausmarke. Das Lokal war schwach besucht. Nebensaison, Montagabend. Sie unterhielten sich ein bisschen über Echenoz, dessen Buch *Je m'en vais* sie gerade lasen. Sophie wollte jedoch gleich zum Wesentlichen kommen.

„Elias, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich weiß nicht, ob ich noch ein drittes Jahr hier bleiben soll oder nicht. Die Kollegen würden mich zwar gerne hier behalten, aber –“

„Dann bleib doch! Es ist doch so schön hier! Die Sonne, das Meer, die Restaurants, der Markt, deine Wohnung! Und wir sehen uns ja eh so oft!“

„Ist das dein Ernst?“

„Ja! Stimmt doch, es ist doch schön hier, oder nicht?“

„Ja, aber –“

Er sah sie fragend an. Sogar etwas spöttisch, schien ihr. Sie konnte es nicht glauben. Wie konnte er!? Wie konnte er ihr dazu raten, hier zu bleiben!? Er wollte nicht, dass sie zurückkam. Es durchfuhr sie wie ein Blitz von oben bis unten. Das konnte doch nicht wahr sein! Sie musste träumen. Jetzt riet er ihr sogar schon dazu, hier zu bleiben. Wollte die Fernbeziehung weiterführen oder vielleicht überhaupt keine Beziehung mehr? Sie war fassungslos. So sehr hatte sie sich gewünscht, dass er endlich einmal sagen würde: „Komm doch zurück! Ich will nicht mehr ohne dich leben. Ich möchte mit dir zusammenziehen, vielleicht heiraten, wenn du mich willst. Wir haben uns doch jetzt lang genug abgequält.“ Aber nein! Nicht das sagte er, sondern genau das Gegen-

teil. Sie hatte die Botschaft verstanden, wollte sie aber noch nicht wirklich glauben. Jetzt war zumindest eines klar. Sie würde in Nizza bleiben. Hier wollte man sie wenigstens.

45

Lauriane überredete Sophie, in ihren Badmintonkurs zu kommen. Es sei nicht gut, immer nur zu Hause zu sitzen und Bücher zu lesen. Sie brauche einen Ausgleich, etwas, bei dem man sich austoben und abregieren könne. Der Körper habe auch ein Recht auf Bewegung, nicht nur der Geist. Wahrscheinlich hatte Lauriane recht. Badminton war zwar nicht gerade die Sportart, die Sophie sich dafür ausgesucht hätte. Aber warum eigentlich nicht! Anfänglich machte es ihr auch leidlich Spaß. Lauriane spielte sie zwar in Grund und Boden, aber sie war ja Turnierspielerin und die Leiterin des Kurses. Mit einigen der anderen jungen Männer und Frauen konnte sie durchaus mithalten.

In einer der letzten Stunden vor den Sommerferien spielten sie ein kursinternes Turnier. Sophie packte der Ehrgeiz. Sie rannte wie entfesselt über das Spielfeld und brachte die unmöglichsten Bälle zurück. Doch schon bei der zweiten Partie knickte sie um und verstauchte sich den Knöchel. Gedemütigt saß sie am Spielfeldrand.

Frank fuhr sie ins Krankenhaus. Der behandelnde Arzt sah sie mitleidig an und sagte, so etwas passiere halt, wenn untrainierte Menschen plötzlich glaubten, sich sportlich betätigen zu müssen. Den Rest der Unterrichtswochen hinkte sie herum und musste sich auch von ihren Kollegen noch einige spöttische Bemerkungen anhören.

Wieder Sommerferien. Elias hatte wie schon im Vorjahr die letzten beiden Juniwochen bei Sophie in Nizza verbracht. Danach fuhren sie gemeinsam mit dem Zug nach Wien. Auf der Strecke Venedig-Wien teilten sie sich ein Abteil mit einer serbischen Familie, die in Wien lebte. Die Eltern waren etwa in ihrem Alter, vielleicht etwas älter, die beiden Kinder etwa vier und sechs Jahre alt. Die Frau unterhielt sich mit Sophie. Beklagte sich über die Fremdenfeindlichkeit der Wiener und fragte ganz direkt, warum sie eigentlich keine Kinder hätten. Sophie errötete und sagte, sie hätten es damit nicht so eilig. Sie müsse zuerst noch ihr Studium abschließen. Die Frau schüttelte den Kopf und sagte, das höre sie immer wieder. Die österreichischen Frauen seien komisch. Alle würden arbeiten und keine wolle Kinder haben, geschweige denn, sich um Kinder kümmern. Sie verstehe das nicht. Mutter sein sei doch der schönste Beruf für eine Frau. Sie sei froh, dass sie nicht arbeiten müsse. Ihr Mann habe einen guten Job und verdiene genug für sie alle. Zweimal pro Jahr würden sie nach Serbien fahren, um ihre Verwandten zu besuchen. Aber dann seien sie eigentlich froh, wieder nach Wien zurückkehren zu können. Und ihre Kinder würden von Anfang an Deutsch lernen, richtiges Deutsch, nicht so schlechtes, wie sie selbst spreche. Und sie würden es später sicher gut haben. Einen guten Job und viel Geld.

Als sie in Wien ankamen, waren Sophie und Elias sehr müde. Sophies Wohnung war jetzt wieder frei. Also beschlossen sie, zunächst dorthin zu gehen. Gleich nach dem Frühstück packte Elias jedoch seine Sachen und fuhr in seine eigene Wohnung. Jeder hatte jetzt wieder seinen Raum. Das war wohl besser so.